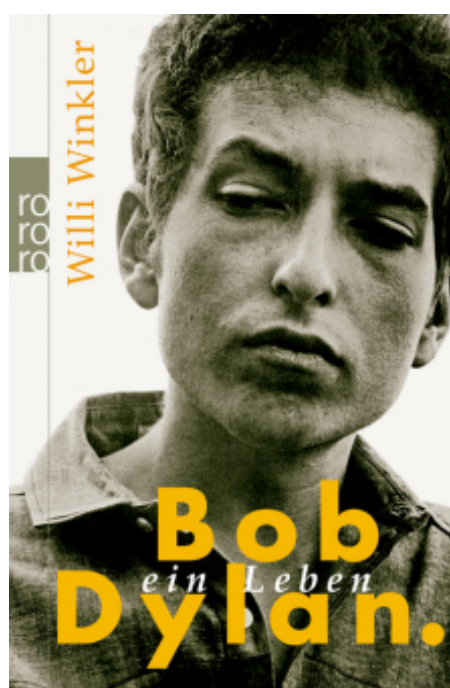


Leseprobe aus:

Willi Winkler

Bob Dylan



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

<i>Die Legende vom heiligen Hobo</i>	
BOY FROM THE NORTH COUNTRY	9
<i>Die diebische Elster</i>	
VILLAGE VOICE	27
<i>Glory Days</i>	
I SING THE BODY ELECTRIC	45
<i>Speed Kills</i>	
AMPHETAMINE JAHRE	55
<i>Der englische Patient</i>	
HÖRSTURZ	69
<i>Motorcycle Nightmare</i>	
DIE LEGENDE LEBT	79
<i>New Morning</i>	
TOD UND WIEDERGEBURT	91
<i>Nach ihm die Sintflut</i>	
SONG AND DANCE MAN	103
<i>«Blood On The Tracks»</i>	
DYLAN MALT SEIN MEISTERWERK	111
<i>Glaubensgewissheiten und andere Irrfahrten</i>	
HE NOT BUSY BEING BORN IS BUSY DYING	135
<i>Heute dreißig Jahr</i>	
NUN SINGET UND SEID FROH	165
<i>Der Sänger, nicht der Song</i>	
THE NEVER ENDING TOUR	175
<i>Immer weiter und unsterblich</i>	
BOB IS GOD	193
<i>Some speak of the Future</i>	
FADE OUT	203
<i>Bücher und anderes</i>	206
<i>Diskographie</i>	209



*Die Legende vom
heiligen Hobo*

BOY FROM THE NORTH COUNTRY

Als Erzählung leidet das Leben Jesu unter dem Mangel, dass praktisch nichts über seine Kindheit und Jugend bekannt ist. Er wurde unter nicht ganz eindeutigen Umständen geboren, zur vorgeschriebenen Zeit beschnitten und im Tempel dargestellt. Dort, er war wohl zwölf, verlor ihn seine Mutter aus den Augen und fand ihn wieder, wie er im Kreis der Schriftgelehrten hermeneutische Probleme der Bibellektüre diskutierte. Da kündigte sich Großes an. Zwölf erst, und schon ein richtiger Gelehrter! Aber sonst? Legenden mussten helfen, die Aussparung zu überbrücken. Jene zum Beispiel vom Jesusknaben, der nach Kinderart mit Lehm bazelte und dabei Vogelähnliches formte. Er klatschte in die Hände, der Kleine, und schon verwandelte sich die irdische Schwere in reine, überirdische Leichtigkeit, und die Vögel – *vo-la-re!* – erhoben sich in die Luft. Oder die Dornenkrone, die der unschuldige Knabe in der Werkstube seines Vaters, des übrigens sauber düpierten Zimmermanns Josef, zusammenflecht, worüber seine Mutter auch gleich in Tränen ausbricht: *Jessasmaria!*

Nach dieser schönen und gewiss heiligmäßigen Art und Weise der Präfiguration wird noch fast jede Künstlerlegende gestrickt. Denn irgendwoher, so haben wir es in der Schule und von der Milieutheorie gelernt, irgendwoher muss der Bub es doch haben. Die Geburt als gestiefler und gespornter Erwachsener ist seit der göttlichen Athene leider etwas aus der Mode gekommen. Und da man eher nichts weiß, Aufzeichnungen selten sind, Augenzeugen vergessen und noch lieber verdrehen, und der biographische Gegenstand erst recht der Legende den Vorzug vor der Wahrheit gibt, setzt der Bildungsroman spätestens im Mutterleib ein.

Oder hier.

Bob Dylan kam als Robert Allen Zimmerman am 24. Mai

1941 in der nordamerikanischen Stadt Duluth zur Welt.* Seine Mutter Beattie fühlte die Wehen nahen und sagte zu ihrem Mann Abraham: «Oh, Mercy!»

Könnte jedenfalls sein.

Was man weiß, hilft auch nicht weiter: Haushaltsgeräte verkaufte der Vater, die Mutter war eine Frohnatur, insgesamt ein liberales jüdisches Elternhaus in katholischer Umgebung, aber ohne viel religiöses Brim und Borium – musste er deshalb später den Fundamentalismus nachholen? Die fehlende Prägung, rachsüchtig meldete sie sich siebenmal siebenfach: Robert Graves; bisschen Hindu- und Buddhismus; Bibelstudien im altväterlichsten Geiste; dann wieder die Vineyard Foundation; die Lubavitcher; und dass außer ihm sowieso alle verdammt seien?

Könnte doch sein.

Was man weiß, ist nichts. Behilft man sich also mit jesu-mäßigen Geschichten. Der Vater, Abe, streng, aber zum Glück wohlhabend, wurde Zeuge, wie sich bei seinem Erstgeborenen schon früh das kommende Talent zeigte. Trällerte er denn nicht bereits als Kleinkind ins väterliche Bürodiktaphon? Und bei Geburtstagen, gaben sie ihm nicht sogar Geld dafür, dass er sang? Und er war doch erst drei oder vier Jahre alt. Der Musikkritiker Robert Shelton bezieht diese Anekdoten direkt von der Familie, wenn sie ihm nicht der erwachsene Mythenfabrikant Bob Dylan gleich selber soufflierte. Die Legende wird gedruckt, das weiß jeder Western-Regisseur, und nicht etwa die Wahrheit. 1964, als sich Bob Dylan, im konspirativen Verein mit Manager Albert Grossman, schon ziemlich gut auf sein öffentliches Image verstand, unterlief den beiden der

*** In der offiziellen «Bootleg Series Vols. 1-3» (1991) findet sich ein Reisedokument faksimiliert, das «Robert Dylan» als braunhaarig und blauäugig ausweist, aber als seinen Geburtstag den 11. Mai 1941 angibt.**

Kunstfehler, dass aus einer als PR geplanten Story im Nachrichtenmagazin «Newsweek» eine Enthüllungsgeschichte wurde: Dylan heißt in Wirklichkeit Zimmerman, verriet die Reporterin; er war gar nicht jahrelang auf der Landstraße; und seine Liedtexte sind sowieso banal. Außerdem, der bekannteste davon, der von «Blowin' In The Wind», sei überhaupt nicht von Dylan, sondern den habe er einem Oberschüler abgekauft – sagen wir mal so: Der Wahrheitsfindung diene die Geschichte vielleicht nicht, aber sie mehrte den Ruhm des vermeintlich Entlarvten ganz ungemein.

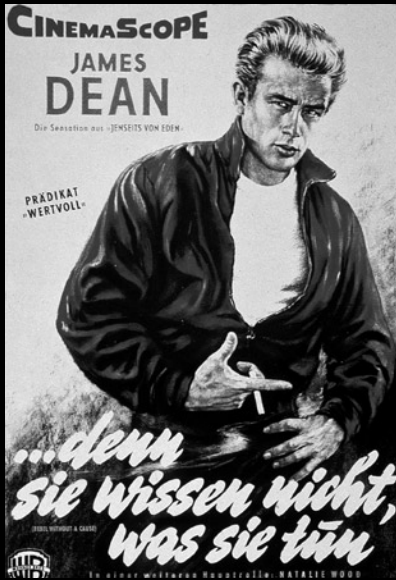
In Hibbing wuchs Bob Dylan auf, siebzig Meilen von Duluth entfernt. Also noch kleiner, noch metropolenferner, noch näher an der kanadischen Grenze. In Hibbing wurde Eisenerz gefördert, eins der größten Vorkommen in den Vereinigten Staaten. Dafür hatte man die Häuser zuweilen sogar umgesetzt, die Straßenführung geändert und die ganze Stadt unterhöhlt. Nun war das Metallvorkommen ziemlich erschöpft, die Grundstückspreise verfielen, die Leute wurden arbeitslos. Hibbing in der Nachkriegszeit hätte sich gut als Schauplatz für ein B-Picture geeignet; eine sterbende Stadt, Existentialismus nach außen gestülpt. «Used to play in the cemetery / Dance and sing and run when I was a child», singt Dylan 1974 in dem Lied «Nobody, 'Cept You». Tod, Vergänglichkeit, Verlustgefühle sind große Themen schon in den Songs, die er auf seiner ersten Platte, «Bob Dylan», vorträgt; Pose natürlich, denn was hat ein junger Mann von zwanzig Jahren mit dem Tod zu schaffen? Ja, was? Er aber hatte das Sterben seiner Heimatstadt gesehen. Auch kein reiner Spaß.

Wer nichts weiß von Dylan, weiß doch, dass er seinen Namen geändert hat, und zwar, weiß jeder weiter, aus Verehrung für den walisischen Dichter Dylan Thomas, der 1960 unter klassischen Umständen sein Leben im New Yorker

Chelsea Hotel versoff und gottgefällig verschied. In seinen Texten gibt Dylan nicht den geringsten Hinweis auf Dylan Thomas, zu finden ist nur ein Robert Milkwood Thomas, eines seiner vielen Pseudonyme als Sessionmusiker bei Freunden, das sich notfalls auf Thomas' Hörspiel «Under Milk Wood» (1954) beziehen könnte. Wahrscheinlicher als Taufpate ist der Seriendarsteller Matt Dillon, ewiger Sheriff in den «Rauchenden Colts». Die Form mit dem y sieht natürlich um vieles edler, auch keltischer und britisch-protestantischer aus, so weit wie möglich entfernt also von einer jüdischen Herkunft. Der Antisemitismus war in den Fünfzigern und Sechzigern gewaltig in den USA.

Für einen halbwegs intelligenten Teenager gab es nichts zu lernen in Hibbing außer Rock 'n' Roll. Der kam aus dem Radio, der ließ sich kaufen, und wie sonst hätte man sich gegen die Zumutungen der Schule und der Eltern wehren können? Die Eltern wollten natürlich nur sein Bestes, und dazu gehörten regelmäßiger Schulbesuch, Zimmer aufräumen, nett und früh zu Hause sein. «Thought I'd shaken the wonder and the phantoms of my youth / Rainy days on the Great Lakes, walkin' the hills of old Duluth.» Bloß weg da.

Bob Dylan musste fort von zu Hause. Sein Vater wies ihn zurecht, wenn er nur wagte, die Stimme zu erheben, und zerriss einmal sogar ein Bild von James Dean. Die bekannten Leiden eines Knaben. Längst vorgeschrieben im Buch der Bücher, in der ersten Künstlerlegende. Auch Jesus verließ Vater und Mutter und seine Heimatstadt, weil er nicht so ganz von dieser Welt war. Die Diskussion mit den Schriftgelehrten hatte es doch bestimmt: Bethlehem oder später Nazareth war einfach zu klein für einen, der so lebhaft träumte; er musste weiter. Auf Vorhaltungen seiner Mutter wollte er dann nichts mehr wissen von ihr. «Das sind meine Mutter und meine



Jimmy Dean war wenigstens kein Feigling. Und schon gar nicht werden wie Vater und Mutter und alle. Die Jacke außerdem und erst diese Haare!

Brüder», sagte er und wies auf seine Jünger. Kann man ja verstehen. Auch begreiflich, dass später immer wieder jemand Dylan an seine provinzielle Herkunft erinnern musste und damit alles zu erklären meinte. Beim großen Vorläufer lautete der Vorwurf nicht weniger kleinlich (Mt 13,54 f.): «Woher hat dieser Mann seine Weisheit, woher die Kraft, diese Werke zu tun? Ist er nicht der Sohn des Zimmermanns?» Gute Frage.

Der Reporter Larry Sloman hat im Herbst 1975 Beattie Zimmerman eine Bestätigung dafür entlockt: «Dylan ist Dylan, und ich bin Zimmerman. Was mein Sohn geschafft

hat, hat er ohne seinen Vater und mich geschafft. Er wurde uns geboren, aber dann ging er fort und machte alles ganz allein.»

Er nahm den Highway 61 und suchte das Weite. Oder:
«Hibbing's a good ol' town / I ran away from it when I was 10,
12, 13, 15, 15 ½, 17 an' 18 / I been caught an' brought back all
but once.»

Gelogen, alles.

Izzy Young vom Folklore Center in Greenwich Village, in dem er anfangs Tag für Tag rumstand und sich an den Instrumenten bediente, hat Dylan noch ein paar weitere Bausteine für den Künstlerroman geliefert. In Minnesota geboren, ja, aber schon als Kind sei er nach Gallup in New Mexico (gelegen praktischerweise an der Route 66) umgezogen, ein blinder (oha!) Straßensänger in Chicago habe ihn den Blues gelehrt, in Kalifornien (wo er nie war) habe er Woody Guthrie kennengelernt, in Nashville sei er, logisch, auch gewesen und, genau, Carl Perkins singe seine Lieder (Chuzpe, denn das hätte man notfalls nachprüfen können), und wenn er bei Bobby Vees Band geblieben wär', dann wär' er heute Mil-li-o-när! Aber Geld, nein, also wegen des Geldes würde er nicht Musik machen.

Cool.

Was man weiß, was die unermüdlichen Dylan-Schliemänner ausgraben konnten, ist kein großer Schatz, sondern eine normale Kindheit in der Provinz. In der schön kurzen Autobiographie «11 Outlined Epitaphs» (schon wieder Gräber!) hat er diese Kindheit flaubertromantisiert: «The town I was born in holds no memories / but for the honkin' foghorns / The rainy mist / an' the rocky cliffs / I have carried no feelings ...» Er spielte wohl früh Rock'n'Roll mit seinen Freunden und vernachlässigte lehrbuchmäßig die Schule, aber weiter als bis

Duluth kam er nie, und auch dort schaffte er es erst hin, als er mit 16 sein erstes Motorrad hatte. Als Bob Dylan 16 war, sang Elvis (22 damals) «Hound Dog» und Chuck Berry «Sweet Little Sixteen». Drei Jahre vorher hatte sich Marlon Brando auf ein Motorrad gesetzt und als Anführer einer Gang eine kalifornische Kleinstadt terrorisiert. Als die jungen Männer gefragt werden, wogegen sie rebellieren, lautet die Antwort: «Was wollen Sie haben?» Genau, Rebellen ohne Grund waren sie, aber mit einem Motorrad und dem Elvis-Blues.

Fast möchte man sich, so wenig überraschend ist alles, was bei den Biographen Spitz, Scaduto, Shelton und Williams über die Anfänge Dylans steht, ein kleines, schulmäßiges ödipales Drama vorstellen: «Oh God said to Abraham, «Kill me a son»/Abe says, «Man, you must be puttin' me on» (...)/Well Abe says, «Where do you want this killin' done?»/God says, «Out on Highway 61.» Wäre natürlich schöner, und Psychoanalyse kann sowieso jeder, aber, *sorry folks!*, der Mann macht euch wieder was vor, erleidet das bekannte Drama des begabten Kindes und träumt sich nur zusammen, was ihm andere vorgelebt haben. Und der Highway 61 führt von Minnesota aus in den Süden, durch Memphis und schließlich nach New Orleans. Weg, bloß weg.

Manchmal hat Dylan es ganz offen ausgesprochen, wo er herkam und wo er hinwollte. «In times behin', I too/wished I'd lived/in the hungry thirties/an' blew in like Woody/t' New York City ...» usw. Wollte einer sein, wie einmal ein anderer gewesen ist, für ein Zehnerl und ein Fünferl spielen in der U-Bahn und den Hut herumgehen lassen in den Bars an der Eighth Avenue, wie er weiter ironisch romantisiert. So renommiert einer, der nicht arm war und hungrig schon gar nicht. Bevor er aufs College nach Minneapolis entlassen wurde, musste er, so eine apokryphe Geschichte, für die Sommer-

monate in ein Besserungsinstitut in Pennsylvania. Probleme reicher Leute Kinder. Man darf an Salingers Holden Caulfield denken, den in vielen Jugendverwahranstalten fallierten Verzögling, die Flucht aus dem Internat vor Weihnachten, die Romantik Manhattans, aber das väterliche Unverständnis ist auch bei diesem jungen Mann unabweisbar. Dylan war, so viel wenigstens kann man verlangen, unverbesserlich. Vielleicht hat er im Internat trotzdem etwas fürs Leben gelernt, denn als er von Minneapolis nach New York ziehen wollte, kehrte er kurz nach Hause zurück, um sich das Reisegeld zu erbitten. Für diesen Auftritt, so wieder eine der schönen Geschichten, ließ sich der große Performer gern die Haare schneiden.

Andererseits, wie hätte Vater Abe sich denn sonst verhalten sollen? Sein Sohn interessierte sich nicht für die Schule, er wollte nichts Besseres werden und schon gar nicht den väterlichen Laden übernehmen; auf dem Klavier, das im Wohnzimmer stand, hämmerte er bloß herum und war sich sogar für die angebotenen Unterrichtsstunden zu gut, und dass er sich ausgerechnet einen tödlich verunglückten Darsteller von jugendlichen Delinquenten zum Vorbild nahm, entspräche nicht einmal in James Deans Film «... denn sie wissen nicht, was sie tun» der väterlichen Vorstellung von sozialem Aufstieg.

An der Universität Minneapolis sind keine akademischen Leistungen des Studenten Zimmerman belegt. Vernünftig, wie er war, gab er sich sofort auf. Die Kunst lockte, und auch wenn das Künstlercafé nur «The Ten O'Clock Scholar» hieß, konnte man dort auftreten, und auf die Frage nach seinem Namen antwortete der Junge aus dem Norden: «Bob Dylan.» Ein paar Wochen kellnerte er auch in North Dakota und hätte, so wieder die Legende, als Pianist bei dem erwähnten Bobby Vee anfangen können; allein die Band konnte sich kein Piano

leisten und der mögliche Mitspieler erst recht nicht. Das war die Geschichte, wie er beinahe einmal Millionär geworden wäre.

Bestimmt vernachlässigte er seine Bildung nicht, sondern suchte sich seine Freundinnen nach dem Umfang ihrer Plattensammlungen aus, hörte bei ihnen die alten Folksongs und verdarb sich systematisch die sanfte, nach Ohrenzeugen sogar liebliche und unbedingt engelhafte Stimme. Offensichtlich wollte er ein anderer werden.

Den Sommer 1960 verbrachte Dylan in Denver und Umgebung. Denver liegt in Colorado und fast tausend Meilen weiter im Westen, Gelegenheit also, die Legende fortzustricken. Und wo wir schon davon sprechen: War diese geographische Enttückung nicht ein wenig wie Jesu vierzigtägige Exerzitionen in der Wüste?

Der 19-Jährige wird kaum gewusst haben, dass Denver in der Mythologie der «Beats» das ausgelagerte Herz der Bewegung war. Neal Cassady wohnte hier, Kerouac kam manchmal auf Besuch, Ginsberg schaute gelegentlich vorbei. Für die Männer von der Ostküste war Denver der Wilde Westen, eine Goldgräberstadt und schon deshalb näher am amerikanischen Urquell. In Denver will Dylan in einem Striplokal aufgetreten sein und ein bisschen Gangsterei kennengelernt haben. Auf jeden Fall wollte er, als er nach fünf Wochen wieder nach Minneapolis zurückkam, Mundharmonika spielen wie Sonny Terry. Außerdem redete er komisch, mit den Elisionen und Dehnungen des Westerners oder, wie das Schimpfwort lautete, dem Hinterwäldlerdialekt eines «Okie». Die «Okies» waren die fast schon legendären Armen der Dreißiger. Bob Dylan hatte diese schöne Zeit knapp verpasst; der nur sechs Jahre ältere Elvis durfte bei seinem Vater noch das ganze Elend jener Zeit erleben: Hunger, Arbeitslosigkeit, Scheck-

betrug, Diebstahl, Knast. In seinem Roman «Früchte des Zorns» (1939) schildert John Steinbeck das Elend der Landbevölkerung vor allem in Oklahoma, die Opfer der Wirtschaftskrise und zugleich der jahrelangen Trockenheit wurde und schließlich ihr Heil nur mehr im Aufbruch nach Westen sah, Richtung Kalifornien. Aber wichtiger als Steinbeck wurde für Dylan der Folksänger Woody Guthrie. Der hatte die Armut selber erfahren, war aus dem dürr gewordenen Texas mit den anderen Flüchtlingen nach Kalifornien aufgebrochen, hatte die Ausbeutung dort erlebt und in Hunderten von Songs eine offene Gesellschaft angeprangert, in der man alles darf, besonders wenn man sich auf der besseren Seite des Lebens befindet und die Schlechtergestellten «mit einem Federstrich ausplündert».

Woody Guthrie war ein Held. Außerdem war er auf den Tod krank. Bei seiner Rückkehr nach Minneapolis lieh Bobby jemand Woody Guthries Autobiographie «Bound For Glory», und seitdem wollte er nur noch sein wie Woody. Bob Dylan redete wie Guthrie, sang wie Guthrie und spielte ihn auch schon, den Hobo, der den Daheimgebliebenen erzählt, wie hart das Leben auf der Landstraße und in Güterwaggons ist.* Gleichzeitig las er Jack Kerouac («On The Road» war 1957 erschienen), Gary Snyder, Frank O'Hara, hörte von Allen Ginsberg und dass es anderswo noch mehr gab als den Mittleren Westen. «Es war», wird er später erzählen, «diese ganze Szene unvergesslich, diese Jungs und Mädchen, von denen mich manche an Heilige erinnerten ...»

Heilig werden, dreimal heilig.

Er wollte, sagte er den einen, nach New York, ans

*** Zweimal bot man dem da längst berühmten Bob Dylan an, in einem biographischen Film Woody Guthrie zu spielen. Hal Ashby drehte «Bound For Glory» schließlich 1976 mit David Carradine in der Hauptrolle.**